

Verlag Bibliothek der Provinz

Ria Endres
FRESKO OHNE BLAU

Roman

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-539-8

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Conversion of St. Augustine, Fra Angelico

Ria Endres
FRESKO OHNE BLAU

Roman

In der Frühe huschten kleine Tiere über den taufeuchten Kies. Jemand öffnete ein Tor, das zum Bach hinunterführte. Schwester Assunta drehte sich zum offenen Fenster und wartete mit ihren ruhelosen blauen Augen auf das Morgenlicht. Das Schwindelgefühl war wieder da. Lateinische Gebete kamen ihr nicht mehr über die Lippen. Sie schrie: »Wo bleiben die frischen Tücher, wo der Franzbranntwein! Warum diese Unpünktlichkeit! Wann werde ich endlich von der Bienennonne an den Tisch gesetzt?« Ihr Nachtgewand war nass und kalt. Sie hätte weinen mögen, läutete aber nur mit einer silbernen Glocke und hörte schon kurz darauf Trippeln und Flüstern auf den Gängen. Schwester Assunta lauschte. *Das sind keine Menschen*, dachte sie und versuchte, ihre Füße zu bewegen, die wie Marmorblöcke dalagen. Nicht einmal auf ihre Hände war mehr Verlass; sie eilten von ihr weg und kamen doch nur bis zu den Knien. Schwester Assunta formte die Lippen zu einem Trichter, als wollte sie die Bienennonne herbeischreien.

Noch vor ein paar Wochen war sie im Morgengrauen in den Garten und hinunter zum Bach gegangen. Auf der Holzbrücke stand sie plötzlich vor der Bienennonne. Sie hatte nicht damit gerechnet, auf eine menschliche Seele zu treffen, auch nicht auf eine Seele in blauem Arbeits-

gewand. *Wie lange hat sie mich schon beobachtet*, dachte Schwester Assunta und tänzelte in ihrer schneeweißen Kutte von einem Bein aufs andere. Beide Schwestern waren verlegen und fühlten sich ertappt. Die Bienennonne neigte ihren Kopf so weit vornüber auf die Brust, als wollte sie vor der ehemaligen Direktorin auf die Knie fallen.

»Aber, aber«, sagte Schwester Assunta leise, »ich bitte Sie. Was machen Sie so früh unterwegs?« Die Bienennonne zeigte fahrig auf das Bienenhaus, einen schwarzen Kasten auf der Wiese.

»Würden Sie mich begleiten?«, sagte Schwester Assunta und wuchs in ihrer Großzügigkeit und Güte beinahe über sich hinaus. Die Bienennonne nickte und huschte geräuschlos neben Schwester Assunta her, die mit ihren hektischen Schritten den Kies aufwühlte. Mehr als ein halbes Jahrhundert hatte die ehemalige Direktorin der Klosterschule diese Arbeitsschwester übersehen, obwohl jene im selben Jahr mit ihr ins Kloster eingetreten war. *Man kann doch nicht alles gleichzeitig tun: Die Renovierung des Klosters vorantreiben, das Renommee der Schule nach außen stärken und mit jeder Arbeitsschwester parlieren...* Schwester Assunta wollte sich nicht rechtfertigen. Zudem hatte sie schließlich doch einer Nachfolgerin weichen müssen. Ihre Herrschaft nützte ihr nichts mehr, auch ihr riesiges Vermögen nicht, das sie mit ins Kloster gebracht hatte. Ärmer als die Bienennonne hingegen war keine Schwester beim Eintritt ins Kloster gewesen.

Vom Bach stieg Nebel auf und hüllte den Garten ein. Die Kieswege schlängelten sich ins Ungewisse. Je länger die beiden nebeneinander hergingen, umso ruhiger wurde Schwester Assunta. Das spürte die Bienennonne

und war zufrieden, obwohl sie lieber bei ihren Bienen geblieben wäre. Beide Schwestern versuchten, sich an ein Wort zu erinnern, das sie während ihrer gemeinsamen Klosterzeit gewechselt hätten; beide erinnerten sich nicht. Sie hielten die Köpfe gesenkt. Die Vögel fingen zu zwitschern an und die beiden lauschten, jede auf ihre Art. Plötzlich verließ Schwester Assunta den Weg und stürmte über die Obstwiesen. Sie wollte zum Teich, blieb aber mit ihrer Kutte an einem Stachelbeerstrauch hängen. Unwirsch versuchte sie, ihren Umhang loszureißen und verhedderte sich. Die Bienennonne befreite sie zögernd, und Schwester Assunta zischte ihr zu:

»Danke, ich benötige Sie nicht mehr.« Bei diesen Worten tappte sie in eine Pfütze, die den Bienen als Tränke diente. Obwohl Schwester Assunta bis zu den Knöcheln in der grünen Brühe stand, ließ sie sich nur widerwillig heraushelfen und blickte starr auf ihre Schuhe, die mit Algen überzogen waren. Die Bienennonne kniete sich auf die Erde, rupfte ein Büschel Gras aus und wischte an den Schuhen herum.

»Lassen Sie das!«, rief die ehemalige Direktorin, drehte sich um, strich ihre Kutte glatt und steuerte mit hoch erhobenem Kopf auf den Kiesweg zu. Ihre Schuhe quietschten bei jedem Schritt. Die Bienennonne sah ihr nicht nach. Sie war zwischen Mitleid und Verärgerung hin- und hergerissen, weil ihr die kostbare Morgenzeit gestohlen worden war.

Im Vorraum des Bienenhauses stellte sie einen Topf mit Wasser auf den Gaskocher, um später die Honigreste auf dem Tisch wegzuwischen. Alle Gegenstände klebten. Aus den zerbrochenen Waben flossen kleine Bäche über den Rand des Tisches und tropften auf den Fußboden. Die Spinnweben in den Regalen und die eingedunkel-

ten Fensterscheiben störten sie nicht. Nur die toten Bienen kehrte sie immer vom Boden weg, weil sie nicht auf ihre winzigen Körper treten wollte. Ein paar Eimer standen herum; im Schrank stapelten sich Gläser mit Honig. Selbst durch die geschlossene Tür hörte sie das Summen. Sie drehte das Gas ab und ließ den Tisch, wie er war. Als sie den Kopf in den Bienenraum steckte und den Honigduft sehnsüchtig einsog, begrüßten sie ihre Tiere mit kleinen pfeifenden Geräuschen und sie wartete, bis das Summen die gewohnte Tonlage angenommen hatte. Erst dann füllte sie die Räucherkanne mit getrockneten Kräutern, warf ein Stück brennendes Papier hinein und fachte mit einem kleinen Blasebalg das Feuer an. Sie hob den Deckel eines Kastens ab, zog die Plastikfolie herunter, pumpte ein wenig Rauch über die Waben, lockerte mit einer Spachtel den Rahmen einer Beute und hob sie heraus. Zufrieden beobachtete sie das braunglänzende Gewusel und das Summen aus ihrer Kehle unterschied sich nicht vom Ton des Bienenvolkes. Ganz behutsam schloss sie den Kasten und schaute durch die Rückwand der übrigen verglasten Kästen auf die wimmelnden Bewegungen ihrer Tiere, die aneinanderhingen, übereinanderkrabbelten, die Flügel putzten und den Geruch der Königin suchten. *Sie leben in einem endlosen Rausch*, dachte die Bienennonne und legte ihre Wange an das Glas. Ihr Gesicht rötete sich. Jeden der zwanzig Kästen befühlte sie mit den Händen, jeder erzeugte eine andere Vibration, aus jedem drang anderes Summen, das sie, auf einem wackeligen Schemel sitzend, einhüllte.

»Sizi sizi bina, meine Seelchen, meine Seelchen«, sagte sie leise.

Der Traum der letzten Nacht kam ihr in den Sinn. Eine ihrer liebsten Bienen war in die Milch gefallen und

die Bienennonne hatte sie verschluckt. Nach einer Weile kroch das Tier zwischen Ringfingerkuppe und Fingernagel wieder heraus und flog davon. In der Frühmesse betete sie für die ehemalige Direktorin.

Seit jenem Morgen trafen die ungleichen Schwestern immer wieder zusammen. Beide brauchten wenig Schlaf, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Die Bienennonne liebte den Klostergarten in der Morgendämmerung, wenn sie wirklich mit ihren Bienen allein sein konnte, bevor in der Waschküche die Arbeit begann und die Nonnen in die Schulgebäude hinuntereilten oder lärmende Schülerinnen am Bienenhaus vorbeisprangen. Besonders jetzt im Frühjahr, wo in den Blüten so viel Nahrung für ihre Bienen hing, fühlte sich die Bienennonne reich. Wenn ihre Tiere die Zweige der Bäume streiften, dankte sie ihrem Herrn. Jeden Morgen dachte sie, dass sich Schwester Assunta im Garten langweilen würde, aber unerbittlich kam jene den Hügel herunter.

Allmählich mehrten sich die Gerüchte über Schwester Assunta. Über die Bienennonne redete niemand. Die Launen der ehemaligen Direktorin waren allen vertraut, aber ihre Schlaflosigkeit wurde unterschiedlich beurteilt; als Krankheit sah sie niemand. Der theologische Freund, Pater Aquinas, nahm ihr die Beichte ab. Er empfahl zusätzlich Exerzitien, um die Unruhe auszutreiben. Aber er konnte mit seinem umfassenden theologischen Wissen bei ihr nichts bewirken. Früher fand Schwester Assunta seinen heimlichen Parfümgeruch anziehend, in jüngster Zeit ekelte sie sich davor. Pater Aquinas zelebrierte eigens für sie eine Messe in der Klosterkapelle. Danach wurde im Refektorium ein fest-

liches Mahl aufgetischt. Er aß wie immer mit bestem Appetit, während Schwester Assunta kaum einen Bissen hinunterbrachte. Sie konnte das Ende des Essens kaum abwarten, es zog sie in die Bibliothek, von dort in den Kaisersaal und die sich anschließenden Schlafräume der Schülerinnen, die tagsüber leer waren. Nur die Maskottchen der Mädchen lagen auf den akkurat gemachten Betten. Schwester Assunta hätte alles darum gegeben, noch einmal jung zu sein und den Engel des Kaisersaales als Wächter über sich zu wissen. Sie öffnete ein Fenster und sah in den Innenhof des Klosters. Die Kastanienbäume bildeten ein Dach, dahinter lagen die Stallungen. Nach dem Essen hätte sie Sprechstunde gehabt, aber sie wollte sich nichts mehr von der Welt draußen berichten lassen, auf die sie noch vor nicht allzu langer Zeit so neugierig gewesen war. Der große Engel im Kaisersaal reckte seinen Arm. Wollte er sie warnen? Sie hatte ihn wie so viele andere Engel restaurieren lassen. Verfluchte sie dieser Wächter? Aber nein, sein Gesicht hätte nicht sanfter sein können. Die Kerzen auf den Kastanienbäumen würden bald wieder riechen. Ein ranziger Geruch. Sie hatte einmal gelesen, dass der Samen von Männern genauso rieche. *Gottlob ist mir das alles erspart geblieben*, dachte sie. Sie ließ das Fenster offen und stieg zum ersten Mal in ihrem Leben die Treppen zum Dachboden hinauf. Hier also hatten die Arbeitsschwestern ihre Zellen, auch die Bienennonne. Staub lag in der Luft. Die Holzdielen knarrten. Ein schmaler Gang führte zur Kirche hinüber. Unter ihren Füßen tat sich ein rundes Loch auf und sie konnte in die Kirche hinunter sehen. An einer langen silbernen Kette hing das Ewige Licht. Sie bückte sich und ließ die Kette kreisen. Das Ewige Licht flackerte, erlosch aber nicht.

»Ich fühle mich keineswegs so, wie ich mich fühlen sollte«, hatte Schwester Assunta tags darauf bei Tisch zu den Mitschwestern gesagt, »es geht etwas mit mir herum.« Die Schwestern schenkten diesen Worten scheinbar keine Aufmerksamkeit, aber sie prägten sich ein. Alle waren insgeheim froh, dass Schwester Assunta, die weit über die Zeit hinaus an ihrem Amt als Direktorin festgehalten hatte, nicht mehr wie früher herumkommandieren konnte.

»Das wird die Umstellung sein«, sagte Schwester Albina leichthin.

»Welche Umstellung, um Himmels willen«, stieß Schwester Assunta hervor, »es ist doch alles wie früher, nur dass ich die Zöglinge nicht mehr in ihre Schranken weisen muss und mich nicht mehr mit dem Drama der Abiturprüfung herumzuschlagen habe. Das ist alles vorbei. Das ist vorbei. Trotzdem verbergen Sie mir bestimmt wieder einen neuen Problemfall, mit dem Sie mich freundlicherweise nicht belästigen wollen, habe ich recht? Denn mit den Zöglingen gibt es doch nur noch Problemfälle, besonders unter der neuen Internatsleitung.« Die Mitschwestern neigten die Köpfe, halb nickend, halb verlegen lächelnd.

»Wer von euch würde sich außerdem um die Neuordnung der Bibliothek kümmern, wenn nicht eure ehemalige Direktorin.«

»Eben, eben«, pflichtete Schwester Columba, ihre Nachfolgerin, bei.

»Ich ersuche alle Mitschwestern«, sagte Schwester Assunta im Aufstehen spitz, »sich um drei Uhr in der Bibliothek einzufinden, sonst muss ich auf die Hilfe der Abiturientinnen zurückgreifen. Ich ordne die Bücher aus den Punischen Kriegen.« Schon rauschte sie aus dem Refektorium hinaus. Die anderen Schwestern

waren erschrocken auf ihren Stühlen sitzen geblieben und sahen sich verlegen an.

»Wir müssen Schwester Assunta die Umstellung so leicht wie möglich machen«, sagte Schwester Columba, »am besten gehen wir paarweise zu ihr in die Bibliothek oder wir schicken wirklich ein paar Schülerinnen.«

»Was für eine unsinnige Arbeit«, beehrte Schwester Lucilla auf. Schwester Columba sagte:

»Es wird vorübergehen.«

In der Bibliothek schritt Schwester Assunta die Rücken ihrer Folianten ab. Welch ein Reichtum. Doch vor ein paar Nächten waren im Halbschlaf einige Bücher auf sie heruntergestürzt und hatten sie am Kopf verletzt. In Wirklichkeit standen die Bücher aber da wie immer, nach einem von ihr entwickelten Ordnungssystem. Die Bücher, ihre wahren Freunde. Doch das pergamentene und scheinbar ewige Leben zwischen den Bücherrücken beruhigte sie immer weniger.

Schwester Assunta legte ein medizinisches Fachbuch auf das Lese-pult. Sie blätterte ziellos darin herum, auf der Suche nach der Erklärung ihres Zustandes. Kein Krankheitsbild ließ sich damit vergleichen; diese Unruhe in ihrem Kopf, in ihren Gedärmen, diese Beengung im Hals und der nasse Rücken. Ihre Finger zuckten über die Seiten. Ein ganzes Leben lang war sie nie krank gewesen und das Sterben hatte sie bisher als einen Durchgang zum ewigen Leben gesehen. Ihr wurde schwarz vor Augen. Sie musste sich setzen.

Nach einer Weile holte sie ein anderes medizinisches Buch aus dem Regal. Überkorrekt ausgemalte Organe sprangen ihr entgegen; je schrecklicher die Krankheitsbilder waren, umso farbiger füllten sie die Seiten. Sie

sah überall nur noch Wucherungen, Entgleisungen der Natur. Gottlob gab es solche Fälle nicht in ihrem Kloster. Sollte sie einen Arzt konsultieren? Allein die Vorstellung versetzte sie in Panik. Immerhin fasste sie doch den Plan, dem alten Dorfdoktor ihre Anwandlungen zu schildern.

Am nächsten Tag ließ sie den Arzt herbeizitieren, im Kloster spöttisch *Viehdoktor* genannt, weil er auch Kühen beim Kalben half. Schwester Assunta empfing ihn im Sprechzimmer hinter dem schmiedeeisernen Gitter. Er stellte seine abgewetzte Tasche auf den blank polierten Fußboden und wühlte darin herum. Schwester Assunta kannte den Dorfdoktor von anderen Besuchen; unvergesslich war die Grippeepidemie aus dem letzten Jahr, wo beinahe alle Schwestern das Bett hüten mussten, nur sie nicht.

»Ich habe Sie rufen lassen, Herr Doktor, weil Sie vielleicht schon Fälle behandelt haben, gewisse Fälle ...«

»Fälle, ja, ja«, brummte der Arzt in seine Tasche hinein. Er hatte Schwester Assunta bisher noch nicht angesehen.

»Ich habe eine seltsame Unruhe zu beklagen und beobachte Veränderungen an meinem Körper, als ob mein Kopf größer und meine Hände dicker würden; zugleich zieht es mich auf die Gänge hinaus«, sagte sie. Es entstand eine Pause. Der Doktor ging zum Fenster und sah in den leeren Innenhof.

»Was würden Sie einer Ihrer Lateinschülerinnen antworten, wenn jene auf ein kniffliges Problem innerhalb des grammatikalischen Körpers mit so allgemeinen Beschreibungen daherkäme, liebe Schwester Assunta?« Und plötzlich zu ihr gewandt: »Also, wo drückt der Schuh?«

RIA ENDRES, geboren 1946, promovierte 1979 mit einer Arbeit über Thomas Bernhard. Seit 1980 lebt sie als freie Schriftstellerin in Frankfurt am Main. Bekannt wurde sie durch ihre Essays, Theaterstücke, Hörspiele und Prosa.

Im Verlag Bibliothek der Provinz erschienen 1994 *Am Ende angekommen*. Dargestellt am wahnhaften Dunkel des Thomas Bernhard (Fischer Verlag 1980) und 2008 *Schreiben zwischen Lust und Schrecken*, Essays zu Ingeborg Bachmann, Elfriede Jelinek, Friederike Mayröcker und Marlene Streeruwitz, außerdem 1994 ihr Theaterstück *Der Leibwächter*.

Nach den Prosawerken *Milena antwortet. Ein Brief* (Rowohlt 1982) und *Der Zwischenmensch* (Suhrkamp 1991) erscheint im *Verlag Bibliothek der Provinz* jetzt ihr neuer Roman *Fresko ohne Blau*.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien